

Frank Festa (Hg.)

KANNIBALEN

Menschenfleisch, sittlich und moralisch tabu



FESTA

Copyright © dieser Ausgabe 2011 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: fotolia.com
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-126-2

INHALT

Vorbemerkung	7
Greg F. Gifune	12
Schnee-Engel	
E. T. A. Hoffmann	42
Cyprians Erzählung	
Harlan Ellison®	60
Auf der Suche nach dem verlorenen Atlantis	
Tim Curran	86
Maden	
Anthony Boucher	126
Sie beißen	
H. P. Lovecraft	144
Das Bild im Haus	
Edward Lee	159
Madenmädchen im Gefängnis der toten Frauen	
David Case	178
Der Kannibalenschmaus	
Robert Barbour Johnson	189
Tief unten	
Edgar Allan Poe	210
Arthur Gordon Pym, der Kannibale	
Robert Bloch	222
Das Festmahl in der Abtei	
Brian McNaughton	234
Lord Glyptards Geschichte	
Graham Masterton	296
Eric, die Pastete	

Vorbemerkung

*Ich habe das Herz eines Kindes – es steht in
einem Glas Spiritus auf meinem Schreibtisch.*

Robert Bloch

Es ist einige Jahre her, da machten meine Frau und ich einige Tage Urlaub in Amsterdam – eine schöne, ungewöhnliche Stadt, in der das Leben wild und unermüdlich pocht. Uns fielen natürlich die enorm vielen Restaurants auf, ohne zu wissen, dass Amsterdam gerade dafür berühmt ist. Restaurant an Restaurant, mit Speisekarten aus allen bekannten und exotischen Ländern. Eines Abends entschieden wir uns für eine mexikanische Mahlzeit; wir essen oft und gerne Fleisch, deshalb wählten wir eine Grillplatte für zwei Personen, die uns auch bald serviert wurde. Dass wir an diesem Abend die einzigen Gäste waren, fanden wir zunächst nicht weiter beunruhigend, weil wir es mit der gewaltigen Konkurrenz erklärten. Wenn die Restaurants dicht an dicht stehen, müssen sich die Kunden ja darauf verteilen.

Nun, das Fleisch war saftig, gut gewürzt und knusprig gebraten. Uns schmeckte es. Nur ein Stück kleiner Rippchen irritierte uns.

»Du, findest du nicht, dass dieses Fleisch irgendwie süßlich schmeckt«, fragte Inge und ließ den Rippenbogen, an dem sie bisher geknabbert hatte, auf den Teller sinken. »Und das liegt nicht an den Gewürzen oder der Soße ... Was ist denn das für ein Fleisch? Welches Tier hat denn so kleine Rippen?«

»Ratten!«, scherzte ich, doch ich verschluckte auf der Stelle mein Grinsen, als quer durch den Hauptgang des Speiseraumes,

direkt an uns vorbei, eine schwarze Katze lief, den Schwanz stramm aufgerichtet.

Im Zuge der Arbeit an dieser Anthologie fiel mir dieses Erlebnis wieder ein, und ich frage mich, was wir getan hätten, wenn statt der Katze ein kleines Kind durch den Speiseraum gekrabbelt wäre ... Sie finden das makaber? Geschmacklos? Dann habe ich wohl den richtigen Ton gefunden.

Fälle von Kannibalismus erschrecken immer wieder die Öffentlichkeit. Es gibt sie gar nicht so selten, wie Sie anhand der Meldungen aus aller Welt sehen werden, die ich als Zwischentexte in diese Auswahl gestreut habe. Armin Meiwes, bekannt geworden als »der Kannibale von Rothenburg«, behauptet, dass alleine in Deutschland etwa 800 Kannibalen leben würden. Viele verschwundene Kinder seien Kannibalen zum Opfer gefallen.

Ich weigere mich, das zu glauben ...

Haben Sie schon vom »nagenden Problem« gehört, wie der Anthropologe William Arens spöttelt – nämlich der bisher ungeklärten Frage, wie das Schüttelleiden Kuru, das den südpazifischen Bergstamm der Fore dezimierte, in die Industrieländer gelangte und dort die Viren der Jakob-Creutzfeld-Gehirnkrankheit freisetzen konnte. Arens fragt: »Wie ist die Krankheit nach Europa übertragen worden? Auf geheimen Kannibalenfesten etwa?«

Ich will das nicht ... nein, ich *darf* es nicht glauben!

Andererseits: Es ist nicht zu übersehen, das Interesse an diesem Thema wächst. Sind wir inzwischen so »überkultiviert«, dass nur noch in der Perversion ein neuer Kitzel zu finden ist? Kannibalismus soll ja meist in Verbindung mit sexueller Befriedigung stattfinden.

Und wer, um Himmels willen, schaut sich denn die vielen, vielen Kannibalenfilme an, die »Video Nasties«, ein eigenes

Subgenre, das in den letzten Jahrzehnten mit den Kannibalen-/Zombie-Hybriden der ›Flesh Eating Zombies‹ sehr erfolgreich wiederbelebt wurde?

Laut einer Hochrechnung ist immerhin eines von tausend Tötungsdelikten ein kannibalischer Fall. Die Ausstellung von konservierten Leichenteilen in ›Körperwelten‹ zieht ein Millionenpublikum an. Und ... ach, ich will nicht länger darüber nachdenken ...

Mich interessiert der Schrecken mit all seinen Variationen rein literarisch. Es gibt natürlich eine Menge Bücher mit Tatsachenberichten zu diesem Thema, doch beim Zusammentragen dieser Auswahl stellte ich fest, dass gar nicht so viele literarische Erzählungen über Kannibalismus existieren, wie man annimmt – soweit ich feststellen konnte, ist dies sogar tatsächlich die erste Prosa-Anthologie mit Menschenfressergeschichten.

Eines noch: Natürlich leiden die Geschichten in einer Sammlung wie dieser daran, dass ihr Thema bereits verraten ist – eine echte Überraschung ist gar nicht mehr möglich. Man ahnt schon beim Lesen des Titels, wohin der Hase läuft. Vielleicht werden Sie aber dennoch den Kitzel des Erschreckens verspüren. Jedenfalls hoffe ich, dass ich Ihren erlesenen Geschmack getroffen habe.

Ihr ergebener Herausgeber
Frank Festa

ANKLAGE GEGEN KANNIBALEN



GREAT FALLS - Eine Schauergeschichte: Im US-Staat Montana ist ein Mann wegen Mordes und Kannibalismus angeklagt worden. Der 43-jährige Nathaniel Bar-Jonah soll einen 10-Jährigen auf dem Schulweg entführt, ihn getötet und dann zum Essen zerstückelt haben.

Das Schlimmste: Die Polizei befürchtet, dass das grausige Schicksal des Jungen kein Einzelfall ist. Unter Bar-Jonahs Garage wurden Knochenteile entdeckt. Sie stammten von anderen Jungen ...

Berliner Kurier: 13.01.2001

Greg F. Gifune

Schnee-Engel

Nach fünf Stunden Fahrt von New York aus befand ich mich nun auf dem Cape-Cod-Highway und kroch in Richtung Whaler's Bay. Der Schnee fiel über halb Rhode Island, und je näher ich zum Atlantik kam, desto dichter wurde er, fegte über die Straße in dicken, nassen platzenden Flocken, verschleierte den grauen Himmel und machte die Sicht über die sich hin und her bewegendenden Scheibenwischer hinweg fast unmöglich. Die Sagamore-Brücke, ein gewaltiges Bauwerk aus Stahl und Beton, die das Kap mit dem Festland verband, war in dem Sturm schwer zu passieren gewesen, und ich schätzte, dass ich es gerade noch im letzten Moment geschafft hatte. Wenn dieses Wetter anhielt, würden sie das Ding innerhalb von einer Stunde schließen. Doch jetzt tauchte auf der anderen Seite der immer noch vertraute einsame Fuß- und Radfahrerweg des Highways auf, der durch die dichten Wälder führte. Hier veränderte sich im Allgemeinen wenig, und vielleicht war das ausnahmsweise mal zu meinem Vorteil.

Ich schaute auf die bunt verpackte Schachtel auf dem Beifahrersitz, bevor ich meinen Blick wieder dem weißen Wirbelwind zuwandte. Der Tag vor Weihnachten, weniger als zwanzig Minuten von dem kleinen Ort entfernt, wo ich kurz gelebt und geheiratet hatte und Vater eines Kindes geworden war. Die meiste Zeit schien es mir, als ob ich viel länger fort gewesen war als zwei Jahre. Ich hatte Abstand gehalten, weil Amanda es so wollte. In den ersten paar Monaten nach meinem Umzug nach New York hatte ich mit Bethany telefoniert, aber sie war erst vier und konnte nicht verstehen, warum ihr Vater fortgegangen war, und am Ende quälte es zu sehr, auch nur

ihre Stimme zu hören. Als ich Amanda gesagt hatte, ich wolle mich in Zukunft ganz von ihnen zurückziehen, meinte Amanda, dass es wohl das Beste sei.

Ich unterdrückte die Gefühlsausbrüche und packte das Lenkrad fester, im Bemühen, den Wagen gegen die Kraft des immer stärker werdenden Windes in der Spur zu halten. Ich fragte mich, ob die Kleine mich noch erkennen oder sich überhaupt an mich erinnern würde. Ich war nicht sicher, dass ich das Recht hatte, mich in ihr Leben einzumischen, nach allem, was geschehen war, aber Bethany war meine Tochter – mein einziges Kind – und ich vermisste sie schrecklich. Während all der Jahre, in denen ich fort gewesen war, war kein Tag vergangen, an dem ich nicht an sie gedacht hatte, mir ihr süßes Gesicht vorgestellt oder die Zeit zurückgerufen hatte, die wir zusammen erlebt hatten, bevor die Dinge aus den Fugen gerieten.

Mit Amanda hatte ich abgeschlossen – wir hatten sowieso nie besonders gut zueinander gepasst. Als wir uns auf dem College in Boston kennenlernten und Hals über Kopf verliebten, waren wir noch Kinder, die geheiratet hatten, statt nach dem Examen Schluss zu machen. Schon als ich ihr den Antrag machte, war mir klar, dass ich sie nicht mehr liebte, aber da trug sie bereits unser Kind unter dem Herzen und ich konnte sie beide doch nicht im Stich lassen. Welche Ironie das jetzt hat. Das einzig Positive, das unsere Beziehung hervorbrachte, ist das Wunder namens Bethany. Und ich hatte schon viel zu lang auf sie verzichten müssen.

Ein Schild, das ankündigte, es sei noch eine Meile bis zur Ausfahrt nach Whaler's Bay, tauchte aus dem Schneegeöber gerade lang genug auf, dass ich es sehen konnte, bevor es vom Schnee verschluckt wurde. Obwohl ich mich allein auf der Straße befand, überprüfte ich aus Gewohnheit den Rückspiegel und bog vorsichtig auf die Standspur. Krachend legte ich den

Parkgang ein, entspannte mich etwas und atmete tief und langsam durch. Ich öffnete das Fenster und zündete mir eine Zigarette an; der eisige Schnee stach in meine Wangen wie winzige Nadeln, doch die frische Luft war eine willkommene Abwechslung von der Autoheizung. Ich stieß den Rauch aus und hielt eine Hand hoch. Zitterte nicht allzu schlimm. Seit dem Tag vor so langer Zeit hatte ich nämlich ein beständiges Muskelzittern in beiden Händen, aber mit Alkohol und Nikotin hatte ich gelernt, es unter relativer Kontrolle zu halten.

Eine Weile beobachtete ich den Schnee, den ich liebte und auch hasste; er zog mich gleichermaßen an und machte mir Angst. Und wie immer, wenn es seit jenem Tag schneite, spielten sich noch einmal im Geiste die Momente ab, bevor alles endete. Ich erinnerte mich, wie Bethany und ich durch den Schnee stapften. Wie wir rannten und in den Verwehungen im Garten spielten. Lachen ... so echt und sorglos, wie nur Kinder lachen können. Bethany in ihrem Schneeanzug, herumstolpernd und kichernd die Flocken jagend.

Wir beide lagen dort, sahen zum leeren Himmel hoch, machten Schnee-Engel und gingen dann durch den stillen Garten, während ich ihre kleine Hand in der meinen hielt, bis wir uns dem Waldrand näherten. »Wohin gehen die Tiere, wenn es schneit, Daddy?«, flüsterte sie, als ob sie befürchtete, ein lauterer Ton könnte die natürliche Stille zerreißen. »Wie bleiben sie denn warm?«

Mit einem tiefen Seufzer schnippte ich die Zigarette in den Sturm hinaus und wischte mein Gesicht mit einem Ärmel ab. Ich wusste jetzt, genau wie ich es damals gewusst hatte, dass da im Schnee noch mehr zu finden war außer jene Engel, die wir gemacht hatten, noch mehr als die Naturgeschöpfe, die uns aus der Tiefe des Waldes beobachteten. Noch etwas anderes ...

Ich legte den Gang wieder ein und fuhr zurück auf den Highway, zurück in den Sturm und zu den Geheimnissen, von denen ich wusste, dass der Schnee sie irgendwo verbarg, da, wo das bloße Auge sie nicht so leicht entdecken konnte.

Die Hauptstraße war menschenleer und schon mit einer Schneedecke von fast zwanzig Zentimetern verhüllt. Schwache Lichter in kleinen Häusern durchdrangen den Sturm, aber alle Geschäfte hatten geschlossen. Der Gemischtwarenladen, die Post, die Polizeiwache – alles sah gleich aus. Ich folgte der Hauptgeschäftsstraße bis zur nächsten Kreuzung, bog rechts ab und nahm fast eine Meile lang die Landstraße. Der vertraute Anblick aus all den Jahren, die ich hier verbracht hatte, zog an meinen Augen vorüber. Ich fand Bobbys Hütte, oben auf einem Abhang, von der Straße zurückgesetzt, unter Bäumen geborgen, deren Zweige sich von der Last des Schnees bogen.

Ich ließ Bethanys Geschenk zurück, nahm aber einen Beutel vom Rücksitz und stapfte über den Rasen, ging zur kleinen Veranda hoch und pochte schnell an die Tür, bevor ich mich anders entscheiden konnte. Als niemand antwortete, klopfte ich noch einmal, und diesmal gab es eine Reaktion.

Bobby sah zuerst erschrocken aus, seine tief liegenden dunklen Augen zwinkerten und sein Gesicht wirkte ungläubig. Doch dann tauchte das alte vertraute Lächeln auf, er packte und umarmte mich. »Steve, Jesus! Mann, das tut richtig gut, dich zu sehen.« Er zog mich ins Haus, bevor ich etwas erwidern konnte, schloss die Tür, drehte sich um und sah mich wie ein bewundernder Vater an. »Was zum Teufel machst du hier? Warum hast du nicht angerufen?«

Ich griff in den Beutel und zog ein Fläschchen Wodka hervor. »Frohe Weihnachten.«

»Danke, Mann.« Er konnte anscheinend nicht aufhören zu

lächeln und nervös an seinem dünner werdenden Haar herumzupfen. Wie gewöhnlich sah sein Kinn stopplig aus und konnte eine Rasur vertragen. Aber ich wusste, dass ich schlimmer aussah. »Ich kann kaum glauben, dass du hier vor mir stehst.«

»Es ist so«, sagte ich mit einem Achselzucken. »Wie läuft es so?«

Er nahm meinen Mantel und warf ihn über die Lehne eines Sessels, dann führte er mich durch das kleine Zimmer an einem Weihnachtsbaum vorbei, der mit Geschenken und vielfarbigen Lichtern geschmückt war, die blinkten, als wären sie mit den tanzenden Flammen in einem steinernen Kamin an der anderen Wand im Bunde. »Gut«, sagte er, als wir eine noch kleinere Küche betraten. Als ob er sich erst dann daran erinnerte, mit wem er gerade sprach, löste sich sein Lächeln langsam auf. »Geht's dir denn gut, Mann?«

»So weit ganz okay.«

Bobby holte zwei Gläser aus dem Schrank, knackte den Verschluss des Wodkas und bedeutete mir, mich an den Tisch zu setzen.

»Ich habe ein Geschenk für Bethany, das ich ihr morgen irgendwann vorbeibringen möchte.« Ich griff die Flasche von der Mitte des Tisches und goss jedem von uns einen Drink ein. »Ich hasse es, hier so hereinzuplatzen, aber wär' es wohl möglich, dass ich hier pennen könnte, nur heute Nacht? Ich weiß, es ist Heiligabend und so, aber –«

»Natürlich, klar doch.« Er verdrückte seinen Drink und lächelte wieder, aber nicht lange. »Also bist du immer noch in Philly?«

»Bin für ein paar Monate nach Haus gegangen, aber es war schwer nach allem, was geschehen ist. Dann bin ich nach Norden gezogen und bin seitdem dort geblieben. Hab' eine Bleibe gefunden, nur ein Zimmer, aber besser als die Straße.

Hab' die letzten Jahre nachts in einem Lager gearbeitet und Lastwagen ausgeladen. Ich lebe zurückgezogen, niemand dort kennt mich, also klappt es ganz gut.«

»Nachtschicht, huh? Das schlaucht.«

Ich sah ihn über den Rand meines Glases an. »Ich schlafe ohnehin nicht viel.«

»Ja, du siehst auch ...«

»Beschissen aus.«

»Nur erschöpft, Mann. Du siehst echt müde aus.« Bobby seufzte und lehnte sich ein wenig in seinem Stuhl zurück. »Warum zum Teufel hast du mich die ganzen Jahre nicht angerufen? Bist einfach auf und davon, ohne Auf Wiedersehen zu sagen oder irgendwas.«

Ich starrte auf den Wodka hinunter. »Ich wusste einfach nicht, was ich machen sollte.«

»Ich weiß, es war heftig«, erwiderte er leise. »Viele Leute hatten hier herum viel zu reden. Dorfklatsch und so'n Mist, du weißt, wie das ist.«

»Schon lustig«, sagte ich und spürte, wie der Wodka mich wärmte, »was die Leute so alles glauben.«

Bobby sah zur Seite. »Das Letzte, was ich gehört habe, ist, dass du selbst in diese ...«

»Psychiatrische Anstalt gegangen bist«, vervollständigte ich für ihn. »Du kannst es ruhig aussprechen.«

»Dann hörte ich, sie hätten dich rausgelassen und du wärst dann einfach abgehauen.«

»Ja, ich war einen Monat drin.« Ich verdrängte die Erinnerung an jenen Ort schnell aus meinem Gedächtnis. »Sie meinten, ich sei gesund. Wetten, dass die Leute im Dorf darüber nie gesprochen haben. War ja auch nicht wichtig, Steve ist verrückt, das haben alle gedacht.«

Bobby richtete sich auf. »Ich nicht, Mann.«

»Ich bin hier, um Bethany zu sehen«, sagte ich. »Doch das

ist nicht der einzige Grund. Ich werde wieder in diesen Wald gehen, Bobby. Die Scheiße, die ich dort draußen gesehen habe, sehe ich immer noch. Jeden Tag sehe ich es. Immer wenn ich meine Augen schließe. Ich versuche, nicht daran zu denken, aber ... es geht nicht weg. Selbst nach vier Jahren nicht. Stattdessen wird es stärker.«

Er starrte mich an, als ob er mich nicht gehört hätte. »Was zum Teufel ist denn da draußen *eigentlich* geschehen, Mann?«

Kichern ... Lachen raunte durch die Bäume, als ich langsam in den Wald schlich, über die Schulter zurückblickte und sah, wie Bethany immer noch in dem Garten stand und laut zählte, die Fäustlinge dabei über die Augen hielt. Ich ging weiter in den Wald, hörte den Schnee unter meinen Stiefel knirschen, sah die Flocken fallen, die ganze Schönheit und Pracht. Wohl wissend, dass ich noch nie so tief in dem Wald hinter unserem Haus vorgedrungen war, und im Bewusstsein, dass Bethany sich vielleicht verletzen oder sie sich verirren konnte, wenn ich mich zu weit entfernt versteckte, blieb ich stehen und glitt hinter den Stamm einer großen Eiche. Aus meiner Position konnte ich sehen, wie sie darum kämpfte, sich an ihre Zahlen und die richtige Reihenfolge zu erinnern, und ihre winzige Gestalt vermischte sich mit den Nebelwolken aus meiner Nase und meinem Mund.

Ich lugte um den Baumstamm herum und beobachtete, wie sie durch den Schnee stapfte, vielleicht dreißig Meter entfernt. Ich lehnte mich zurück, weg von dem Baum, dann zur Seite und atmete schwer.

Etwas Fremdes – Aufdringliches, das anders war als die kitzelnden Schneeflocken –, streifte meine Wange.

Meine Augen blickten auf den wirbelnden Schnee, der die Baumkronen und den blassen Himmel darüber miteinander

verschmelzen ließ, und erkannten eine Hand mit grauer und blutleerer Haut, die Nägel brüchig und glanzlos.

Ich taumelte zurück, verlor den Halt und fiel auf den Hintern. Der Schnee schwächte meinen Fall ab und hüllte mich ein, als ich tiefer sank, die Augen immer noch starr nach oben gerichtet. Ein Körper, der einmal ein Mann gewesen war, hing schwebend, mit zusammengebundenen Füßen, an einem dicken Ast, die Arme sanft im Winterwind schaukelnd, die Hände ausgestreckt, als wollten sie nach mir greifen. Die Augen, immer noch aufgerissen, der Mund offen, für immer in einem stummen Schrei erfroren, das Gesicht erstarrt in dem Grauen, das im Augenblick des Todes erlebt wurde, der Körper ausgeweidet wie Vieh, eine offene und leere Höhle, wo man Brustkorb und Magen erwartet hätte.

Während ich mich auf die Beine hievte, herumtaumelte und mich zurechtzufinden suchte, sah ich die Übrigen. Vier oder fünf Leichen, alle von Bäumen herabhängend, alle verstümmelt und dargeboten wie dämonischer Schmuck an schneebedeckten Ästen.

»Daddy, wo bist du?«

Ihre Stimme vertrieb die Verstörung, zog mich zurück, und plötzlich stürmte ich durch die Bäume. Ich kam auf Bethany zu, hob sie hoch in meine Arme, ohne im Lauf innezuhalten, und hechtete quer durch den Garten, kämpfte mich durch den Schnee zum Haus, weil ich das Gefühl hatte, etwas folge mir, jage mich, käme hinter mir immer näher heran.

Verwirrt und erschrocken fing Betty zu weinen an und ich merkte, dass ich versuchte, die Tränen zurückzuhalten und das Haus zu erreichen, bevor ...

Die Vision und Bobbys mürrisches Gesicht verschmolzen, als die Erinnerungen zurückwogten wie die klare Oberfläche des Wassers, das einmal gestört wurde und wieder zur Ruhe

kommt. Er bemerkte, dass mein Glas leer war, nahm seufzend die Flasche hoch und goss mir noch ein paar Zentimeter ein. Er schien unfähig, den Blickkontakt wieder aufzunehmen, starrte stattdessen auf den Tisch zwischen uns und machte den Mund auf, als ob er etwas sagen wollte, aber die Worte nicht hervorbrachte.

Ich wollte ihm gerade beistehen, als das Geräusch einer aufgehenden Tür mich ablenkte. Eine junge Frau schlenderte herein, bekleidet nur mit einem knappen Tanktop und passendem Höschen. Ihr dunkles Haar war kurz und wirr, die Augen waren noch trüb vom Schlaf, der schwarze Lidstrich war verschmiert und die falschen Wimpern klimpern langsam.

Bobby lächelte. »Hey, Babe.«

Mit bloßen Füßen tapste sie lautlos über den Fliesenboden zum Kühlschrank, die Augen unentwegt auf mich gerichtet, während ein leichtes Grinsen ihre Lippen kräuselte. »Hey.«

»Steve, das ist Bambi.« Bobby stürzte seinen Drink hinunter. »Bam, das ist Steve.«

Die Frau zog eine kleine Flasche Orangensaft aus dem Kühlschrank, nahm einen Schluck und stellte die Flasche wieder zurück, ihre Lippen mit dem Handrücken wischend. »Hab' viel über dich gehört, Steve«, sagte sie mit einer Flüsterstimme. »Schön, dich endlich kennenzulernen.«

»Schön, dich kennenzulernen.« Ich bemühte mich, ruhig zu bleiben. Die ganze Zeit, seit ich Bobby kenne, hatte er allein gelebt. »Frohe Weihnachten.«

»Ja«, erwiderte sie und tänzelte zu Bobby rüber, um ihn kurz zu küssen. »Dir auch.«

Ich sah, wie Bobby sie zu sich heranzog, den Kuss erwiderte und ihr einen kleinen Klaps auf den Hintern gab, als sie sich umdrehte und in den Flur zurückging. »Muss in die Dusche hüpfen«, murmelte sie.

Wir saßen ruhig am Tisch, bis das Geräusch knackender

alter Rohre die Stille unterbrach, schnell abgelöst vom Wasserrauschen. Ich zündete mir eine Kippe an und grübelte, was ich sagen könnte.

»Wir leben jetzt seit ungefähr einem Jahr zusammen«, sagte er. »Sie ist erst 22 Jahre, aber eine Einheimische; ihre Familie kenne ich seit Jahren. Erinnerst du dich noch an den Striptease-Club am Kanal? Sie tanzt dort ein paar Nächte in der Woche. Verdient gutes Geld, und ich bin noch drüben in der Fabrik, so läuft es ganz gut.«

Ich nickte und bemühte mich immer noch, die Erinnerung an dunkle Brustwarzen aus dem Gedächtnis zu löschen, die sich durch das dünne Gewebe ihres Unterhemds abgezeichnet hatten.

»Schüchternheit gehört nicht einmal zu Bambis Wortschatz«, kicherte er. »Kannst du mir glauben.«

Ich zwang mich zu einem verbindlichen Lachen, und wieder breitete sich die Stille im Zimmer aus.

»Hör mal«, sagte Bobby endlich und beugte sich über den Tisch, »vielleicht ist es gut, was du tun willst, Mann. Vielleicht ist es das Beste, was du tun kannst, in diesen Wald da zurückzugehen. Du musst es selber sehen, was da draußen wirklich ist.«

Meine Augen begegneten seinen. »Und was ist das, Bobby?«

»Nichts außer Wald.«

»Ich dachte, du hättest gesagt, du würdest mir glauben.«

Er fuhr sich mit der Hand durch sein Haar, griff nach der Flasche und schien sich dann anders zu entscheiden. »Ich glaube, *du* glaubst, was du gesehen hast.«

»Jetzt hörst du dich wie diese verdammten Psychiater an.«

»Nun, um Himmels willen, Mann, was zum Teufel sollte ich denn dazu sagen? Du redest von Leichen, die von den verfluchten Bäumen hängen. Amanda hat mir erzählt, dass sie die Bullen gerufen hat, als du zum Haus zurückgekommen

bist. Dody hat es überprüft. Ich hab' ein paar Tage später selbst mit ihm gesprochen. Er hat da draußen nichts gefunden. *Nichts.*«

»Ich weiß, was ich gesehen hab'. Es ist mir scheißegal, was Dody–«

»Er ist der Polizeichef, verdammt noch mal. Mein Alter war jahrelang mit Dody befreundet. Ich kenne ihn schon so lang, wie ich lebe. Es gibt nur vier Polizisten in dem ganzen Ort, und jeder von ihnen hat diesen Wald überprüft, Steve. Glaubst du denn nicht, dass sie als Polizisten wissen wollten, ob diese verfluchten Toten da draußen sind?« Bobby hievte sich auf die Beine und schritt neben dem Tisch auf und ab. »Sieh mal, ich glaube, du hast da draußen *etwas* gesehen, okay? Aber die Fantasie spielt uns manchmal Streiche.«

»Ich weiß, was ich gesehen habe, Bobby. Es ist immer noch da.«

Er wirbelte herum, die Hände auf den Hüften. »Schön. Und wohin sind sie dann gegangen?«

Ich blieb ruhig und ging auf seinen Stuhl zu. »Setz dich und hör mir wirklich zu.«

Bobby tat, worum ich ihn bat, und goss sich sofort einen weiteren Drink ein. »Ich habe hier vier Jahre gelebt«, sagte ich leise. »Nach Philadelphia zurückzuziehen stand nicht zur Debatte, soweit es Amanda betraf. Ich hatte aber auch nie das Gefühl, dass sie wollte, dass ich hier lebe. Aber wir lebten zusammen und mussten irgendwo unterkommen. In der ganzen Zeit, in der ich hier wohnte, fühlte ich mich nie willkommen. Ich fühlte mich immer als Außenseiter. Du warst die einzige Person, die mir je eine Chance gegeben hat, mir sogar angedeutet hat, du wolltest mein Freund sein, und ich weiß, das lag daran, dass du und Amanda euer ganzes Leben lang eng verbunden wart. Amanda hatte ihr Schwesternexamen und ein Jobangebot in Doc Bradleys Praxis, also

blieb ich zu Hause bei Bethany, während sie arbeitete. Es war sehr isolierend – verstehst du? Ich lebte in einem Dorf, wo niemand etwas mit mir zu tun haben wollte, wo ich mit niemandem außer dir Kontakt hatte. Amanda ist ein Einzelkind, ihre Eltern waren schon verstorben, und meine ganze Familie lebte in Philly. Ich erinnere mich noch an die Gemeindeversammlungen, zu denen alle gingen, und wie Amanda immer darauf bestand, dass ich bei Bethany zu Hause blieb und mich aus den Anliegen der Gemeinde heraushielt. Ich wohnte hier. Ich war mit einer Einheimischen verheiratet und zog hier ein Kind auf, doch selbst meine eigene Frau behandelte mich wie einen Ausgestoßenen. Kannst du dir überhaupt vorstellen—«

»Steve«, unterbrach er, »Whaler's Bay ist eine kleine Landgemeinde. Wir haben weniger als zweihundert Einwohner, und das sind alles Leute, deren Familien hier seit Generationen gelebt haben. Die meisten von uns – mich eingerechnet – haben Vorfahren, die den Ort gegründet haben, im späten 18. Jahrhundert, um Himmels willen, lang ist's her. Als ob du dich übrigens jemals um Lokalpolitik geschert hättest. Du hast es hier mit alten Yankees zu tun, und wir sind nicht immer der gastfreundlichste, zuvorkommendste Schlag, zugegebenermaßen, aber auch keine schlechten Leute.«

»Dieser Ort hat Geheimnisse, Bobby.«

»Zeig mir einen, der sie nicht hat.«

Ich rauchte eine Zigarette und beobachtete ihn. »Ich hab' ein bisschen in der Geschichte dieses Orts herumgeforscht, Mann. Ich habe einige—«

»So ist es also eine große Verschwörung gegen dich, nicht wahr?« Bobby lachte, als sei es unmöglich, auf meine Worte anders zu reagieren. »Steve, du hattest eine Art Zusammenbruch, okay? Er knallte sein Glas auf den Tisch und stand wieder auf. »Der Grund, warum diese Leichen nicht da

waren, als es die Polizei überprüfte, ist, dass du dir das verdammt noch mal eingebildet hast. Reiß dich zusammen, Mann. Es ist zwei Jahre her und du machst dich immer noch fertig damit.«

Er ging auf mich zu und legte mir eine Hand auf die Schulter. »Hast du einen Koffer oder so was?« Ich nickte. »Lauf zum Wagen und hol ihn. Ich werde Bambi sagen, dass du hier zum Mittagessen bleibst und die Nacht über. Du hast getrunken und der Sturm wird nur noch schlimmer werden.«

»Vielleicht sollte ich—«

Er packte mich fester, als er zu den beiden Doppelglasfenstern über der Spüle schaute. Es würde früh dunkel werden. »Es ist Heiligabend.« Er lächelte wieder, als er sich mit der freien Hand meinen Autoschlüssel vom Tisch schnappte. »Wo zum Teufel willst du sonst hin? Niemand sollte an diesem Abend allein sein.«

Ich stand neben meinem Wagen, dessen Heckklappe offen stand, und blickte zum Himmel hinauf. Der Schnee fiel jetzt etwas schwächer, aber immer noch stetig. Die Stille dieses Orts hüllte mich ein wie ein Leichentuch, machte mir Angst und kündete von drohendem Verhängnis, wo stattdessen Frieden und Ruhe herrschen sollten. Die Überreste des Tageslichts wurden langsam in den blaugrauen Himmel gesogen, als die Dunkelheit näherschlich, mit dem lautlosen Gang des Raubtiers, das sie, wie ich wusste, war. Ich blickte zu dem Matchbeutel auf dem Sitz, steckte eine Hand hinein, schob die Kleider zum Wechseln beiseite und zog die 9-Millimeter heraus. Bis zu dem gestrigen Tag, als ich sie auf der Straße in New York gekauft hatte, hatte ich noch nie eine Pistole in der Hand gehalten. Sie fühlte sich leicht und handlich an, wie ein Spielzeug aus dem Billigladen, und einen Moment lang überlegte ich, sie im Wagen zu lassen. Ich schaute zum

Cottage zurück. Hinter dünnen Vorhängen tanzte schwaches Licht von den Flammen, die im Kamin flackerten. Mit einem Seufzer schob ich die Waffe tief in den Beutel, zog die Kordel zu und warf ihn mir über die Schulter.

Die folgenden Stunden vergingen langsam, als sich die Nacht über Whaler's Bay herabsenkte. Bambi servierte ein gebratenes Huhn, das wir alle drei am Küchentisch aßen; gelegentlich erzwungene Konversation, vermischt mit dem Klingen von Besteck und Tellern und leiser weihnachtlicher Musik aus einem kleinen Radio. Die Spannung verringerte sich ein wenig, als wir ins Wohnzimmer gingen, aber das Gefühl vom drohenden Verhängnis blieb bestehen. Bobby trank noch immer viel und verbarg sein Unbehagen unter einem betrunkenen Benehmen. Bambi saß mir in einem Ruhesessel gegenüber, die nackten Füße an den Knöcheln gekreuzt und unter sich begraben, die Unterwäsche durch einen übergroßen Pullover ersetzt, der über ihre nackten Knie reichte. Sie sah mich durchdringend an, was die surreale Atmosphäre dieses Abends noch verstärkte. Der Blick war vertraut und doch etwas fremd, drückte ungehemmte sexuelle Begierde aus, die etwas mehr verbarg. Etwas, das ich, wie ich wusste, nicht vermeiden konnte. Etwas, das sich sicher zeigen würde, bevor diese Nacht vorüber war.

Als sie zu Bett ging, gab sie Bobby einen Gute-Nacht-Kuss, lächelte noch einmal, starrte mich von oben bis unten an und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »War wirklich schön, dich kennengelernt zu haben, Steve«, sagte sie. Und dann schlüpfte sie in die Küche, zögerte und zog sich den Pullover über den Kopf, ihre Nacktheit enthüllend. Mit einem kurzen Blick über die Schulter verschwand sie mit dem an der Hand baumelnden Pullover in den Flur und die Dunkelheit dahinter.